

Nr. 83. Bromberg, den 12. April 1932.

Die Jungfernfahrt der Christabelle

Roman von Alfred Carl.

15. Fortsetzung.) ———

Dicht davor ist Reta Gareen eben gewesen, sich doch für souveräne Heiterkeit, nicht für erbärmlichen Zynismus zu entscheiden, ihm freimütig ihren Verdacht abzubitten und an Halluzinationen der Frau Lang-Müller zu glauben — aber warum reißt er sich so energisch von ihr los und will in Cospoli mit aller Gewalt ohne sie an Land . . .?

„Sie gehen nicht allein, Herr Fellnor — eins reden Sie mir nicht aus: Irgendwie haben Sie Ihre Finger in der Sache drin!" ruft sie laut über Deck — niemand kann es hören; die Promenade liegt menschenleer wie fast immer seit der Alarmnachricht am letzten Mittag . . .

*

Unmittelbar vor dem Lunch — es wurde um eine halbe Stunde vorverlegt, weil man gleich darauf am Galata-Kai festmachen wird — bespricht der Kapitän mit Oelsmann die letzten wichtigen Maßnahmen. „Ich habe vorhin natürlich ausführlich an die Polizei in Cospoli gefunkt — und wenn wir jetzt etwa Cuxhaven anliefen, stände die Mordkommission schon an der Alten Liebe bereit. Aber wir kommen in einen türkischen Hafen — und da weiß ich nicht, wie die Sache aussehen wird. Ich sause also auf jeden Fall sofort auf die Präfektur und alarmiere die Brüder — möchte vorher aber gern niemand von Bord lassen. An die Mannschaft ergeht einfach ein Landverbot — aber ich habe kein Machtmittel, hundert Passagiere gegen ihren Willen zurückzuhalten. So weit reicht meine Polizeigewalt nicht — durch eine solche Anordnung würde ich auch gleichsam hundert Leute des Mordes verdächtigen — selbstverständlich nicht zu machen!"

„Die Leute werden sich doch einem Appell an die Vernunft nicht verschließen, Kapitän!"

„Ich fürchte nicht. Bei der miserablen Stimmung auf dem Kasten ist natürlich alles möglich — Krakehler wie der alte Chipswill fühlen sich vielleicht noch verletzt und schlagen wieder Krach. Aber ich werde es nach dem Lunch versuchen — da habe ich wenigstens gleich alle beisammen."

Die Mahlzeit verläuft schweigsam und trostlos wie das Diner am vorigen Abend. Grauen und Mißtrauen lasten auf dem Schiff und zwischen den Passagieren. Wenn ihnen der Takt auch verbietet, Verdacht in irgendwelcher Richtung zu äußern, so trägt doch fast jeder eine bestimmte Unruhe mit sich herum — unter hundert zusammengewehten Menschen bleibt weitester Spielraum für den fressenden Argwohn.

Bevor Lebram die Tafel aufhebt, bittet er, von seinem Stuhl aufstehend, um einen Augenblick Gehör. Er hoffe, daß im Interesse einer unbeeinträchtigten Untersuchung jeder Passagier sich freiwillig an Bord halte, bis die Mordkommission auf die „Christabelle" gekommen wäre — er sei überzeugt, die Herrschaften würden dies als einen selbstverständlichen Akt der Solidarität beachten . . .

Das schwache Murmeln, das durch den Saal läuft, scheint glatte Zustimmung zu bedeuten — niemand also nimmt Anstoß, und Lebram will sich schon zum Gehen wenden.

Da streckt plötzlich Fellnor die Hand vor: „Eine Sekunde bitte, Herr Kapitän!"

Überrascht fährt Lebram zu ihm herum — er hat auch bei dieser Mahlzeit kein Wort mit ihm gewechselt . . .

„Bitte, Herr Fellnor?"

„So leid es mir tut, Herr Kapitän — dringende Gründe zwingen mich, in Cospoli sofort an Land zu gehen!"

Ruhig und gemessen kommt das heraus, so laut, daß man es an den umstehenden Tischen hören kann. Gespannte Gesichter wenden sich der Gruppe zu . . .

Der starke Stoß, den dieser knappe Widerspruch dem Kapitän versetzt, läßt ihn im Augenblick fast jede Höflichkeit vergessen. „Muß das unbedingt sofort sein?"

„Ich bin gewohnt, meine Schritte zu verantworten!" fertigt ihn Fellnor mit deutlicher Schärfe ab — so energisch und abschließend ist sein Ton, daß Lebram sich gewaltsam beherrschen muß. Brüsk wendet er sich ab — ein Recht, selbst diesen Passagier zu hindern, besitzt er ja nicht.

„Ich gehe ebenfalls gleich an Land!" stößt jetzt Reta Gareen hervor.

„Bitte, gnädiges Fräulein!"

Lebram resigniert achselzuckend — hier wäre jeder Widerspruch eine Unhöflichkeit.

Zum Überfluß kommt auch noch Grenzdörffer auf ihn zu und sagt liebenswürdig und gewinnend lächelnd wie stets: „Es tut mir wirklich aufrichtig leid, Herr Kapitän — aber ich habe in Cospoli so unaufschiebbare Geschäfte, daß ich leider auch nicht auf die Kommission warten kann."

„Gut, Herr Grenzdörffer!"

Der Kapitän denkt an den Ministerialdirektor Dwahid Bei — auch hier hat er kein Recht zu Vorschriften. Wer gehen will und es verantworten kann, muß eben gehen — er ist kein Büttel und kann niemand halten . . .

„Cospoli in Sicht!" ruft jetzt jemand, der ans Fenster getreten war. Die Gesellschaft drängt auf die Promenade hinaus — den zauberhaften Anblick dieser Stadt, eins der herrlichsten Panoramen der Welt, will auch in dieser elenden Stimmung niemand versäumen. Auch Reta zieht es unwillkürlich vorn zum Bug an die Reeling — und für Sekunden hebt sich überwältigend das Bild, das sich jetzt verschwenderisch, von strahlender Sonne übergossen darbietet, über den Druck, der auf ihrer zerrissenen Seele lastet.

Während der Mahlzeit hat sich die „Christabelle" der Stadt genähert — sie hält jetzt auf die grüne Serai-Spitze zu. Über der Landzunge wälzt sich das geballte Häusergewimmel Stambuls hügelan, und vor diese großartige Kulisse gestellt, recken sich die beiden imposanten Kuppelbauten der Hagia Sophia und der Achried-Moschee majestätisch zum Himmel auf.

Zur Rechten rollt sich an der Küste des Marmara-Meeres, das hier in sanftem Halbrund dem Bosporus zuläuft, der Kranz der asiatischen Vororte vor dem Auge auf. Von vorne her, von dem massigen Felsblock, der sich über der Mündung der Meerenge türmt, grüßt zwischen Skutari und Haidar Pascha das ungeheure Steinviereck der Selimie-

Kaserne herüber. Die Serai-Spitze mit ihren in dunkles Grün gebetteten Kiosken kommt rasch näher, in wenigen Minuten muß sich das Panorama des goldenen Horns mit seinem Mastengewimmel dem suchenden Blick erschließen.

Der Märchentraum dieses Bildes, dem wenige in der Welt sich vergleichen können, hat Reta einen Augenblick lang über sie selbst hinausgehoben — aber die quälende Gegenwart tritt wieder in ihr Recht ... Man berührt sie zaghaft am Arm — Frau Lang-Müller steht vor ihr, mit hängenden Armen, das volle Gesicht von Zweifeln zerrissen.

„Ich muß doch jetzt zum Kapitän ..."

Aber Retas Spannkraft erstarkt unter dem mitleidlosen Fordern dieser Stunde. Sie krallt ihre Finger in die Schulter der andern und zieht sie ganz dicht zu sich heran:

„Nein, unter keinen Umständen", drängt sie beschwörend, „das dürfen Sie nicht — ich gehe mit ihm an Land, und ich lasse ihn nicht aus den Augen — beweisen können wir ihm doch nichts, vergessen Sie das nicht — überlegen Sie gut, ob Sie sich Nackenschläge holen wollen ..."

Das Fieber, das aus diesen Worten schlägt, reißt mit einem Schlage auch Frau Lang-Müller den Blick auch in die tiefsten Gründe von Retas Seele auf. Oh, sie weiß, welcher ungeheuren Macht sie hier gegenübersteht, sie kennt diese alle Schranken brechende, erschütternde Gewalt, die jedem matten Versuch, sie zu schildern spottet — diese Reta wäre jetzt, ginge es hart auf hart, ohne Besinnen bereit, auch einen Mörder zu schützen ... Sie weiß, daß sie gegen diese drängende Leidenschaft wehrlos ist ...

„Gut — aber dann komme ich mit Ihnen! Sonst kann ich es nicht verantworten — ich will nicht selbst ein Verbrechen begehen ... Dann müssen wir uns aber fertig machen, Reta — wir haben nur noch ein paar Minuten ..."

„Gut, Frau Lang-Müller — kommen Sie!"

Kapitel 6.

Im gleichen Moment, als man vom Galanta-Kai die Brücke in die Pforte der „Christabelle" schiebt, stürzt sich Kapitän Lebram mit zwei Sprüngen an Land. Er hat als erster an der Pforte gewartet — sein Weg zur Präfektur darf keine Sekunde Aufschub erleiden. Er kommt auch glücklich hinüber, bevor sich mit heillosem Gebrüll die wüste Horde der Hamals, Agenten und Dragomane auf die „Christabelle" wälzt.

Die Kerle pressen sich mit solcher Wucht über die schmale Brücke, daß es für jeden, der an Land will, aussichtslos erscheint, jetzt vom Schiff hinunterzukommen ...

Sogar Al Fellnor hat den einen günstigen Moment verpaßt — die Hamals waren schneller als er. Aber er weiß, daß er nicht warten kann, und er vertraut seinen Fäusten. Er nimmt das Match mit den andrängenden Kerlen auf und bahnt sich mit rücksichtslosen Püffen seinen Weg durch den geballten Haufen über die Brücke.

„Jetzt, Frau Lang-Müller — sonst verlieren wir ihn aus den Augen!"

Reta hat mit der Schriftstellerin etwas im Hintergrund gewartet und paßt jetzt geistesgegenwärtig den Augenblick ab, sich in die schmale Lücke zu werfen, die Al mit seinen Fäusten schafft. Sie zerrt die Autorin der „grünen Hexe" dabei mit sich und erreicht glücklich mit ihr unmittelbar hinter Al den Kai.

In dem Augenblick, als er stehen bleibt, um sich von dem harten Match etwas zu verschnaufen, muß sein Blick natürlich auf die beiden fallen ... Es gibt nichts auf der Welt, was Al länger als eine Sekunde verblüffen könnte — die Frage seiner Augen prallt belustigt gegen Reta an ...

„Sie wollten mir doch Cospoli zeigen!" stößt sie verwirrt heraus.

„Gewiß — morgen wollte ich!"

„Mir paßt es aber besser heute — Frau Lang-Müller möchte sich auch anschließen!" Oh, nein, Al Fellnor ist einfach nicht über den Haufen zu werfen. Mit einem scharmanten Lächeln, das Grenzdörffer vor Neid erblassen lassen würde, wendet er sich der Schriftstellerin zu. Aber gewiß, es würde ihm ein Vergnügen sein — dabei streckt er ihr breit und demonstrativ seine Rechte entgegen. Was bleibt ihr übrig — sie nimmt sie mit sauer-süßem Lächeln ...

Das wüste Gebrüll auf der „Christabelle" schwillt plötzlich an. Al Fellnor läßt seine scharfen Augen zum Schiff zurückgleiten — aha, die Mannschaft hat dort eine Kette gebildet und drängt die widerspenstigen, erbost johlenden Hamals systematisch über die Brücke zurück.

„Worauf warten wir hier?" fragt Reta Gareen — es drängt sie, die zerrende Spannung dieser Stunde in Bewegung umzusetzen.

„Ja doch ..." er sieht an ihr vorbei — „... wir gehen sofort!"

„Na, dann bitte, Herr Fellnor!"

Plötzlich tritt Al hart auf sie zu und packt eins ihrer Handgelenke.

„Wir gehen, wenn ich es bestimme — verstehen Sie mich. Bis jetzt habe ich mir alles von Ihnen bieten lassen — vielleicht werde ich es auch später wieder tun, hoffentlich recht lange" — für einen Sekunden-Bruchteil hat ein hellerer Schein den Ausdruck harter Entschlossenheit in seinen Augen abgelöst — „aber hier geht's jetzt nach meinem Kopf — es steht zu viel auf dem Spiel!"

Die herausgeworfenen Hamals fluten jetzt um sie herum auf den Kai zurück. Eine erstickende Wolke von Knoblauch- und Zwiebelgerüchen schlägt über ihren Köpfen zusammen.

„Kommen Sie doch, Herr Fellnor", drängt Reta nervös.

„Also gut, los jetzt, Herrschaften!" schmettert er plötzlich heraus, als kommandierte er ein Bataillon. „Erst mal links den Kai hinunter zur neuen Brücke!"

Die Autorin der „grünen Hexe" fährt unter dem Kommandoton entsetzt zusammen, schließt sich aber gehorsam mit Reta an und trabt hinter Al her über den Kai — er ist ihnen immer einige Schritte voraus und legt mit seinen langen Beinen ein höllisches Tempo vor. In dem unsinnigen Menschengewühl an der Brücke muß er langsamer werden — Reta und die Schriftstellerin laufen zu ihm auf. Vom jenseitigen Ufer des goldenen Horns grüßt Stambul mit den Kuppeln und Minaretts der Jeni Walide Moschee einladend und lockend herüber ...

„Wollen wir nicht dorthin?" fragt die Schriftstellerin. „Ich möchte gern zur Hagia Sophia und in die Basare", schließt sich Reta an.

Gehört hat es Al — aber er startet schon wieder nach seinem Kopf ... „Geht jetzt nicht!" ruft er nach rückwärts zurück. „Hier rechts entlang nach Galata!"

Die wilde Hetzjagd setzt von neuem ein, so schnell es das tolle Gewühl erlaubt, jagt Al die Karaköi-Straße hinauf bis zum Karaköi-Platz. Hier stoppt er wieder einen Moment — Reta erspäht dabei einen Punkt in der links abzweigenden Jeni Dschami-Straße, wo sich die Menschenknäuel auffällig stauen ...

„Was ist dort?" fragt sie halb nervös, halb interessiert. „Können wir uns das nicht ansehen?"

Al folgt einen Moment ihrem Blick. „Der Eingang der unterirdischen Drahtseilbahn, die nach Pera hinaufführt. Ein andermal — um Untergrundbahn zu fahren, brauchen wir nicht bis Cospoli zu reisen. Bitte weiter jetzt. Geben Sie acht hier auf dem Damm — die Kerle fahren wie die Wilden!"

Haarscharf an irrsinnig flitzenden Autos vorbei bugsiert er sie über den Karaköi-Platz in die Jüksek Kaldyrym hinein — er folgt ihr das kurze Stück bis zu dem Punkt, wo die Straßenbahngeleise, die sie durchlaufen, links in die Woiwod-Straße einbiegen.

„So, jetzt bitte nach links!" Eine Sekunde hält Reta sich auf und verschwendet einen halb bedauernden Blick an die Fortsetzung der Jüksek Kaldyrym, die sich von hier geradeaus als steile Treppenstraße nach Pera hinaufzieht. —

„Das ist so interessant da, Herr Fellnor!"

„Morgen — heute müssen wir hier entlang!"

Innerlich opponieren Reta sowohl wie die Schriftstellerin, als sie jetzt durch die völlig westlich anmutende Woiwod-Straße mit ihren Bankpalästen und modernen Kaufhaus-Hallen geschleift werden — hier merkt man tatsächlich kaum, daß man schon im Orient ist — aber sie wagen nicht mehr zu widersprechen — zum Vergnügen, das fühlen sie allmählich heraus, hetzt sich Fellnor hier nicht ab ... Plötzlich stoppt er vor einem großen Haus aus Eisenbeton und modernen glatten Riesenfenstern. Es ist ein Magazin und könnte auch in einer amerikanischen Großstadt stehen.

„Wollen uns das mal ansehen hier drin", bestimmt er, „Bitte sehr, gnädige Frau — bitte sehr, mein gnädiges Fräulein!"

Große Verkaufstische mit elendem Ramsch, Verkäuferinnen mit kurzen Haaren und schwarzen Kitteln, ein Empfangschef im Cut und entsetzliches Geschiebe zwischen den Türen. Al Fellnor scheint brennendes Interesse an dem Schund zu nehmen, den man in diesem Haus dem kaufenden Publikum andreht. Sein Interesse scheint sogar so überwältigend zu sein, daß er sich schon an den ersten Tischen, die unmittelbar am Eingang stehen, nicht trennen kann . . .

(Fortsetzung folgt.)

Was ist das denn eigentlich: Lachen?

Von Fedor v. Zobeltitz.

Wer lacht, fragt nicht nach den physischen Ursachen. Lachen ist der Naturausdruck der Freude, im Gegensatz zum Weinen — den „Mai der Heiterkeit“ nennt es Karl Julius Weber, der lachende Philosoph. Auch sonst ist über das Lachen mancherlei geschrieben worden. Xenophon spricht die Ansicht aus, es sei verdienstvoller, eine Gesellschaft zu Tränen zu rühren als sie zum Lachen zu bringen, aber der Lustigmacher Philippos ist gegenteiliger Meinung. Bei ihm lachte man schon, wenn er sich zeigte, so wie heute beim Auftreten von Adalbert und Thielscher. Die Komödie kennt freilich auch ein künstliches Lachen, beispielsweise bei einer naiven Anfängerin, über das der kritische Zuschauer gewöhnlich ironisch lächelt. Das Lächeln hat ungleich mehr Abwandlungen als das Lachen. Man lächelt schon liebenswürdig, wenn man einen Bekannten begrüßt oder einer Dame vorgestellt wird.

Selbst unter Tränen vermag der Mensch zu lächeln, in Rührung, wie im weinenden Glück der Braut vor dem Altare.

Lachen und Weinen stecken in einem Sack, sagt Hippel. Es gibt auch ein wütendes, ein ingrimmiges Lachen, das dem Aufheulen sich nähert, ein angstvolles und verzweifeltes, ein „sardonisches“, das „schreckliche Lachen“ der kämpfenden Helden der Odyssee, und weiter das satirische, in das sich Bissigkeit mischt. Es ist nicht das Lachen des Frohsinns, das schon die alten Makrobiotiker rühmen als ein Symptom innerer Beglückung. Zur Geschichte des Lachens wurden auch seltsame Kuriositäten veröffentlicht. Textor ließ 1756 ein Verzeichnis großer Männer erscheinen, die sich zu Tode gelacht haben, und ähnliche gelehrte Dissertationen de risu waren nicht selten. Dabei sprach man nicht nur vom hysterischen Lachkrampf, einer nervösen Erscheinung, sondern wahrhaftig auch von einem Totlachen vor Freude, und führte Exempla an, die eigenster Phantasie entwuchsen.

Man fürchte das Lachen nicht, wenn es den Frohsinn begleitet. Ein geistreicher Abbé hat die Temperamente an den Endvokalen des Lachens erkennen wollen und ausführlich darüber geschrieben. Selbst über die Frage, ob Christus gelacht habe, hat man in Zeiten gestritten, da man nichts Klügeres anfangen konnte. Lavater, der Physiognomiker, sagt dazu, vielleicht habe Christus nie gelacht, doch wenn er nie gelächelt habe, sei er kein Mensch gewesen. Ich gehe weiter, ich glaube, daß er im Kampf mit den Philistern wohl auch einmal herzhaft gelacht haben kann — heißt es doch von Gottvater selbst: „Der Herr lachet ihrer“.

Man kann „lächelnd die Wahrheit sagen“ (Horaz) und ebenso lachend lügen, wenn man ein Aufschneider ist. Homer spricht von einem „unauslöschlichen Gelächter“, woraus die Franzosen das „rire homérique“ machten, und von dem „unter Tränen lächeln“, als Andromache ihr Söhnchen dem scheidenden Hektor abnimmt. Bei Homer heißt auch Venus die „Lachliebende“, und Eros läßt die Mythe aus ihrem Lächeln entstehen. „Lachendes Liebesglück“ schildern nicht nur die Poeten von gestern (weniger die grämlich gewordenen von heute), das gibt es auch noch in unseren pessimistischen Tagen, denn gottlob sterben die Fröhlichen nicht aus. Erzieher wie Basedow haben der Philosophie des Lachens das Wort geredet, Kant glaubt, daß eine Erheiterung der Gesichtszüge sich auch innerlich ausdrücke, Jean Paul wünscht sich in jedem Präzeptor der Jugend einen lustigen Menschen.

Gute Laune ist das Lachen des Geistes und beschwingt die Unterhaltung. Der Witz ist einer der Explosivstoffe der Laune, es braucht nicht unumgänglich Geist dazugehören, aber es ist besser, wenn er sich mit ihm paart. Man lacht über einen Kalauer und einen Clownspaß wie über ein gelungenes Bonmot, man belacht die Lächerlichkeit, wenn auch deren Sinn sich im Laufe der Zeiten gewandelt hat. Glücklich, wer auch im Ernst der Tage das Lachen nicht verlernt hat. Der berühmte englische Arzt Thomas Sydenham behauptete, daß die Ankunft eines Hanswurstes in einem Städtchen viel mehr wert ist, als die von zwanzig mit Medikamenten bepackten Eseln. Seltsam ist die häufig beobachtete Tatsache, daß Humoristen keine rechten Lacher sind. Man erzählt das von Swift, und ich weiß es von Seidel, Trojan, Stinde. Auch manchem berühmten Komiker sagt man das nach — der Clown Tom Belling, der als „dummer August“ den Zirkus zum Erschüttern brachte, soll geradezu ein Hypochonder gewesen sein.

Lachen ist ein seelisches Erfrischungsmittel. Ich liebe deshalb auch die Kunst, die auf das Lachen ausgeht und damit selbst das Niedrigkomische adelt. Die Neuberin hat den Hanswurst verbrannt, aber seine Schellenkappe läutet weiter durch die Welt, und dem Schalk hat man nicht die lustige Maske vom Gesicht reißen können. Unsere Großeltern waren noch harmlos genug, daß sie schon über eine Namenskomik lachen konnten. Shakespeares Dortchen Lakenreißer war überwunden, man lachte über den Eckensteher Nante, über Herrn Kieselack aus Neuruppin und über Herrn Spickaal aus Treuenbrietzen, wenn man nur die Namen las oder hörte. Es war eine bescheidene Zeit. Heut' sind wir anspruchsvoller geworden, obwohl das Lachen gar keine Ansprüche stellt. Man braucht nicht die Witzgeister im Theater oder im gedruckten Buch aufzusuchen, um sich auszulachen. Das Lachen ist die Begleiterscheinung einer Frohnatur, und der Frohsinn der Feind der Langeweile. Und die Langeweile ist gewissermaßen eine Krankheit der Seele, die leicht epidemisch wirken kann, zumal in den vier Pfählen daheim. Nichts aber dünkt mich verwerflicher als eine trübselige Stimmung im Hause, eine Atmosphäre der Griesgrämigkeit, aus deren Bedrückung die lachen könnende Jugend gewaltsam herausdrängt. Hang zum Lachen aber ist ein Hellauf in Gedanken, Worten und Werken — und eine einzige verlachte Stunde in der Dürftigkeit des Alltagslebens ist schon ein Glück.

Fabelhafter Einfall mit fabelhaftem Reinfall.

Acht Stationen.

„Lieber Papa, brauche dringend anatomischen Atlas — kostet zirka 100 Mark. Bitte, schicke umgehend Geld! Dein dankbarer Sohn Fritz Bummelsdorf.“

*

Famoser Einfall! Wenn mein Alter hundert Mark schickt, bin ich wieder im Strom.

*

Einige Tage später bringt die Post ein eingeschriebenes Paket mit Brief:

„Lieber Fritz! Anbei folgt anatomischer Atlas. Studiere fleißig! Dies wünscht aufrichtig Dein Dich liebender Vater W. Bummelsdorf.“

*

Der Atlas geht selbstverständlich schnellstens den [illegible] der anderen Bücher Fritz Bummelsdorfs — zum Antiquariat.

*

„Lieber Papa! Atlas dankend erhalten. Studiere fleißig darin. Allein Hunger tut weh. Appelliere an Deine bewährte Großmut. Dein dankbarer Filius

Fritz Bummelsdorf.“

*

Darauf folgende Antwortkarte:

„Lieber Fritz! Zwischen den ersten Blättern des Atlanten befindet sich ein Hundertmarkschein. Hast Du ihn denn beim Studieren nicht gefunden? Dein Vater

W. Bummelsdorf.“

*

Oh, ich Patentheupferd — ich Rhinozeros — ich Zentralviehhof! — Fritz Bummelsdorf rennt zum Antiquariat.

*

„Ihren Atlas? Ja, sehen Sie, Herr Bummelsdorf, den habe ich gestern an einen völlig fremden, hier durchreisenden Herrn verkauft." Walter Gelmar.

Häuser.

Von Carl Ch. Bock.

Für Häuser, in denen berühmte Männer gewohnt haben, fällt immer etwas Ruhm ab.

Du stehst so davor und denkst: Traut man dem Hause eigentlich gar nicht zu, das.

*

Man baut ja heute gern Häuser mit Flachdach; da liegen die Hypotheken besser.

*

Nicht jeder Bewohner hat sein Haus verdient.

In Fachwerkhäuser gehören Fachwerkmenschen. (Zum Beispiel.)

*

Häuser zeigen eine Art Würde, wenn sie neu angestrichen werden sollen. Die Maler müssen ein großartig umständliches Gerüst errichten, um das Haus zu streichen; es fällt dem Hause gar nicht ein, sich zu neigen.

So möchte ich mich auch rasieren lassen. Mit solcher Würde und einem Gerüst.

*

Ein Haus sieht manchmal aus wie eine unverstandene Frau.

*

Als Kind habe ich mir einen Hausmeister immer so vorgestellt: er steht vor dem Hause mit einer Peitsche.

Die Peitsche, dachte ich, brauche er, um das Haus zu züchtigen; ich wußte damals nicht, daß er damit die Hausbewohner züchtigt.

*

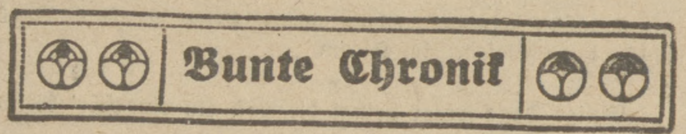
Es ist dafür gesorgt, daß Fahrstühle nicht in den Himmel fahren. Wenn sie es versuchen, dann schlägt sie Gott in seinem Zorn, daß sie mittenwegs stehenbleiben; darum sind Fahrstühle so häufig außer Betrieb.

*

Mit dem Kopfe durch die Wand gehen, ist immer dann verkehrt, wenn das Haus Türen hat. Meistens hat es welche.

*

Er hatte ein Häuschen und geriet oft aus dem. Nämlich über das Häuschen.



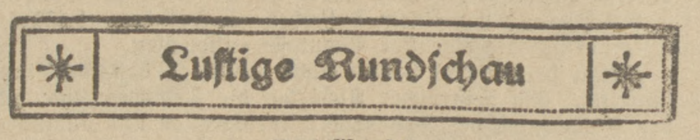
Berliner Lautmuseum.

Ein neuartiges und außergewöhnliches Institut ist in Berlin im Entstehen begriffen: das erste Lautmuseum der Welt. Der bekannte Sprachforscher Professor Doegen, Leiter der Lautsammlung an der Berliner Universität, hat die Einrichtung dieses Museums übernommen, durch das er die Ergebnisse seiner jahrzehntelangen Tätigkeit der Öffentlichkeit zugänglich machen wird. Man hofft, das Institut Anfang April eröffnen zu können; es wird im Hause der Berliner Staatsbibliothek untergebracht. Viele Prominenzen aus allen Teilen der Erde, Wissenschaftler, Dichter, Politiker, werden zu sehen und zu hören sein: Hindenburg, Ebert, Wilhelm II., Bülow, Bethmann-Hollweg, Zeppelin, Dr. Eckener, Tagore, Eucken, Haeckel, Edison, Helmholtz, Emil Fischer. — Während das Bild des Sprechers auf der Leinwand erscheint, laufen die eigens für das Lautarchiv aufgenommenen Schallplatten, die die Stimmen in voller Natürlichkeit wiedergeben. Für die Studenten der Berliner Universität wird das neue Institut von besonderer Bedeutung sein. Die sprachlich interessierten Studierenden können dort selbst Platten besprechen, überprüfen und eventuelle Fehler feststellen. Zahlreiche neue Apparate garantieren fehlerlose Aufnahmen. Sobald man mit der Einrichtung und Eröffnung des neuen Museums fertig ist, will sich Professor Doegen dem zweiten Teil seines Archivs widmen, der so vollkommen wie möglich ausgebaut werden soll: der Sammlung von Schauspielerstimmen. Dieses Archiv soll die Stimmen aller prominenten Darsteller und Sänger unserer Zeit in sich aufnehmen und späteren Geschlechtern zugänglich machen. Diese Sammlung ersteht unter gemeinsamer Arbeit von Professor Doegen und dem Kieler Literarhistoriker Professor Wolfgang Liepe. Liepe besitzt eine kleine Sammlung Schauspielerstimmen, die er als Grundstock dem Lautmuseum überläßt, um das Archiv zusammen mit Professor Doegen zu erweitern.

*

Der Bär hängt seinen Führer auf.

Alle in Oconomowoc wußten, daß Otto Schamell ein sonderbarer Kauz war. Kein Mensch in ganz Oconomowoc, den er nicht schon in der Zeitung, die er herausgab, angegriffen hätte. Nun suchte Otto Schamell einen anderen Weg, um seine Mitmenschen zu ärgern. Er kaufte einen Bären, zum Verdruß der Polizei, die das Zeigen von Tanzbären in der Stadt untersagt hatte. Also erschien Otto Schamell eines schönen Tages mit seinem Bären auf der Straße, und die Kunststücke — die alle auf eine Verächtlichmachung der Polizei hinausliefen — sollten beginnen. Vorsichtshalber hatte Otto Schamell dem Tier eine Leine um den Hals gebunden und diese an seinem Gürtel festgemacht. Während der Vorstellung, die Hunderte von Menschen anlockte, erschien die Polizei. Sie war — da sie aus einem einzigen Schutzmann bestand — ratlos. Sollte sie Hunderte von Zuschauern sich zu Feinden machen, indem sie das Schauspiel störte? Der Polizeihund, den der Schutzmann bei sich führte, gab die Antwort. Er riß sich los, schoß auf den Bären zu, hieb seine Zähne in die feisten Schinken. Für Meister Petz, den Ahnungslosen, war die Überraschung zu groß. Er nahm Reißaus und saß eine halbe Minute später hoch oben auf einem Baum. Mit ihm aber auch — Otto Schamell, der seinen Gürtel nicht rasch genug losmachen konnte und nun schreiend am Strick zehn Meter über der Erde hing. Die Polizei hatte die Lacher auf ihrer Seite, und als der Schutzmann noch eigenhändig die Feuerwehr alarmierte, damit sie den armen Bärentreiber aus dem Baum holte, war er der Held des Tages, nicht Otto Schamell.



Nach Wunsch.



„Verzeihung! Sind Sie die Dame, die sich nach dem Inserat mit „kleinem Beamten" zu verheiraten wünscht?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.